

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 46 (1971)
Heft: 5

Artikel: Wider das Wohnen
Autor: Eisenreich, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1080153>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wider das Wohnen

Das Wohnen ist eine Erfindung der Innenarchitekten, Möbelhändler und Photographen. Wenn man heute ein Haus baut, denkt man zuerst einmal an das Wohnzimmer, und rund herum ordnet man dann ein paar Nebenräume an: Küche, Schlafzimmer, Bad und WC, und vielleicht auch ein Kinderzimmer (sofern man nicht mit Auto und Hund sein seelisches Auslangen findet). Früher hat es zwar auch die sogenannte gute Stube gegeben, aber diese war wenigstens nicht zur Benützung vorgesehen, sondern purer Luxus, wie etwa ein Brillantring, den man ja auch am Körper trägt, ohne ihn deswegen schon ein Kleidungsstück zu nennen. Das Leben spielte sich normalerweise in denjenigen Räumen ab, in denen der Mensch seinen angestammten Platz hat: im Büro oder im Laden oder in der Werkstatt; in der Küche; im Schlafzimmer. Heute hingegen will man wohnen, und das Wohnzimmer erhebt den Anspruch, benützt zu werden.

Aber was heisst denn überhaupt: wohnen?

Nach meiner Erfahrung haben nicht einmal die Innenarchitekten und Möbelhändler einen klaren Begriff davon. Sie sagen vielleicht: Man will sich doch abends gemütlich zusammensetzen, ein wenig plaudern, oder fernsehen, oder eine Flasche leeren, oder das alles zugleich, oder auch ein Buch zur Hand nehmen, so man eins hat. Man will das Familienleben pflegen, oder Gäste empfangen; kurzum: sich's gemütlich machen.

Ich will nicht behaupten, dass ich's gern ungemütlich habe; im Gegenteil: auch in mir wirkt das allgültige Gesetz der Trägheit. Aber wenn ich ihm folgte, brächte ich es nie im Leben zu eben jenem Zimmer, das der Befolgung dieses Gesetzes gewidmet ist. Abgesehen davon habe ich offenbar einen radikal anderen Begriff von Gemütlichkeit als die Innenarchitekten und Möbelhändler. Reden wir nicht vom Nierentisch; der ist passé. Aber allerhand anderer Unrat hält sich zäh wie Leder, obwohl er oft nur aus Kunststoff ist: zum Beispiel die tie-

fen Sessel aus Stahlrohr und Segeltuch, zu denen eigentlich ein Kran oder eine Seilwinde mitgeliefert werden müsste, weil man irgendwann einmal ja wieder aufstehen möchte, und die es ermöglichen, dass man einer darin sitzenden Dame bis in den Busen sieht, und zwar von unten. Der Teetisch ist so niedrig, dass man sich an dessen Kante die Knie wund stösst, oder so fragil, dass bei jedem lauten Wort die Platte schwankt und der Tee über den Rand der Tassen schwappt. Das Fenster wiederum ist, auch wenn es nur den Blick auf einen Silo freigibt, so gross, dass der im Garten spielende Bub es mit seinem Ball garantiert nicht verfehlt; und weil es eine ganze Wand einnimmt, muss man, um nicht zu erfrieren, eine zweite Wand mit einem fast ebenso grossen Radiator verstellen. Dafür erwecken die Türen den Eindruck, der Architekt habe sich an den Bauwerken der Pygmäen orientiert. Eine besonders raffinierte Schöpfung sind die Liegen, auf denen, namentlich in Gesellschaft, nie jemand liegt, auf denen man aber auch nicht sitzen kann, weil sie nicht viel höher als ein dicker Teppich sind; sie nehmen nur den Platz weg, den man teuer genug bezahlt, so dass man also bis in die Nacht hinein Geld verdienen muss und sowieso nicht zum Wohnen kommt. Oder man spart beim Mauerwerk und hört dann von nebenan Louis Armstrong (wobei man noch von Glück reden kann), von unten einen handfesten Streit ums Wirtschaftsgeld (was nur mehr den Soziologen und den Psychologen interessieren kann) und von oben die Wasserspülung des WC (wofür es überhaupt keinen Trost gibt, ausser, für Sadisten, die direkte Revanche). Zum gemütlichen Wohnzimmer gehört endlich die indirekte, womöglich schummrige Beleuchtung, denn wenn man schon nicht liest, muss man sich doch auf andere Art die Augen verderben. Dafür lassen solche Räume sich ungemein reizvoll photographieren: in der Bücherwand (aufgelockert, versteht sich) entdeckt man zwischen

mehreren Flaschen Gin, Cognac und Fruchtsaft einen Globus, eine Buddha-Figur aus Elfenbein, etliche grad erblühte Kakteen, einen Tabakstopf und das Modell einer uralten Lokomotive und tatsächlich auch einige Bücher (Lederrücken oder ro-ro-ro, womit der individuelle Stil des Hausherrn angedeutet ist); auf dem Tischlein steht ein zu dessen Platte diskret kontrastierender Aschenbecher aus getriebenem Metall; am Kopfende der Liege, unter einer gotischen Madonna aus dem 20. Jahrhundert, stecken ein paar bunte Journale wohlgeordnet in einem Halter, der Plattenspieler ist offensichtlich gerade in Aktion gesetzt worden, und durch das mässig geöffnete Kippfenster blaut ein mindestens italienischer Himmel. Leider nicht zu sehen sind: die Löcher in der Wand, wo man vergeblich versucht hatte, einen Nagel einzuschlagen; das durchs halbe Zimmer laufende Kabel zum Radio, weil sich just dort, wo er Platz hatte, keine Steckdose befindet; der Schreibtisch- oder Küchenstuhl, der bei einer grösseren Anzahl von Gästen aushelfen muss; das benützte Geschirr und die überquellenden Aschenbecher, sowie Bananenschalen, Kuchenbrösel und leere Zigarettenschachteln; die soeben eingetroffene Post; die Wasserlachen überall dort, wo Leute mit Skischuhen gesessen sind; die aus den Zeitungen geschnittenen Fussball-Photos des Buben und die Puppenküche des Mädchens; etc, etc. Wo, in drei Teufels Namen, wo bewahren die hier wohnenden Leute nur all den Krimskram auf, der sich erfahrungsgemäss innerhalb weniger Jahre ansammelt: den Photoapparat, die Hausapotheke, Spielzeug, Dokumente, Nähzeug, Briefpapier und Schreibzeug, eine Botanisiertrommel, Kerzen, ein Jagdgewehr, die Schulsachen der Kinder, Werkzeug, die Briefwaage, Musikinstrumente, Glühbirnen und Sicherungen, die Briefmarkensammlung, die Reiseschreibmaschine, die Likörgläser, zahllose Andenken aller Art (von den am Strand gesammelten Muscheln übers Ritterkreuz oder die Plakette vom Kleintierzucht-

verein bis zu den ersten Locken der Kinder) — wo nur, wo? Eine vierköpfige Familie muss mindestens vier Zimmer nebst Küche, Bad und Abstellräumen haben, wenn sie ein fünftes als photographierbares Wohnzimmer einrichten will: womit wir wieder bei der guten Stube von gestern angelangt wären!

Ich, übrigens, wüsste sowieso nicht, wann ich wohnen sollte. In der Nacht wird geschlafen und untertags gearbeitet, und wenn ich gut gearbeitet habe, dann mache ich einen Spaziergang oder eine Wanderung. Fünf Mal am Tag wird gegessen, das dauert insgesamt anderthalb Stunden, mitunter auch zwei oder mehr. Ein Speisezimmer lasse ich mir also einreden, aber ein Zimmer, noch dazu das grösste und schönste der ganzen Wohnung, nur zum Wohnen? Die Innenarchitekten und Möbelhändler sagen: Es fördert das Familienleben. Nun: in dem photographierbaren Wohnzimmer sind normale (d. h. schmutzige, wilde, alles demolierende) Kinder sowieso nicht zugelassen; für das Familienleben im allerengsten Sinn hat man ja das Schlafzimmer; und im übrigen wird das Familienleben um so harmonischer verlaufen, je kleiner die Möglichkeit ist, liebe Verwandte zu empfangen. Das fürs Wohnzimmer vorgesehene Geld sollte man, gerade um des Familienlebens willen, lieber ins Schlafzimmer, in eine Spiel- und Bastelstube und in ein Schwimmbaden pumpen. Ich kann mir kein Fernsehprogramm und keine Plauderei denken, die mir mehr Vergnügen machten

als beispielsweise die heitere Mühe, meinem Ältesten das Skifahren beizubringen, oder als ein Halbtagsausflug mit der ganzen Familie in irgend ein Landgasthaus. Kurzum: ein anständiger Mensch wohnt nicht.

Das Wohnen ist — um das leidige Thema endlich zu einem Schluss zu bringen —, das Wohnen ist eine Art Modekrankheit, und das Wohnzimmer ist die materielle Manifestation einer bestimmten Ideologie. Ans Wohnen — statt ans Arbeiten, ans Schlafen, ans Essen, ans Spielen — denkt der Mensch erst, seit die Freizeit-Gesinnung von seiner Seele Besitz ergriffen hat. Ich habe Hunderte von Plänen studiert, zahllose Zeitschriften durchgeblättert und manche Neubauwohnungen auf ihre Zweckmässigkeit hin geprüft — und fast immer hatte ich den beklemmenden Eindruck, das alles sei nur für Menschen entworfen, die überhaupt nichts zu tun haben, nichts ausser eben: zu wohnen, und zwar zu wohnen wie im Schaukasten. Es möchte kein Hund so länger leben, aber die Menschen sind offenbar zufrieden; denn sie leben in der permanenten Illusion, keine Kinder wickeln, keine Socken stopfen, keine Fenster putzen, keinen Boden reiben, keine Erdäpfel schälen, kein Geschirr spülen, keine Wäsche waschen, keine Korrespondenz erledigen, keine Reparaturen durchführen, kurz: auch in der Wohnung keine Arbeit tun zu müssen. Dass die Wohnung nichts anderes ist als der Arbeitsplatz der Hausfrau, und zwar heute, wo es kein Dienstpersonal mehr gibt, in viel hö-

herem Masse als je zuvor: daran denkt man erst, wenn's zu spät ist und die schmutzigen Windeln in der Küche liegen, das Photoalbum im Wäscheschrank aufbewahrt wird, das Fahrrad im Badezimmer steht und die Schuhe im Wohnzimmer gebürstet werden, wo dann auch die Kinder ihre Aufgaben machen, die Hausfrau bügelt und der Vater nach Büroschluss an seinen Eisenbahnmodellen bastelt, während die zu Besuch weilende Oma schläfrig darauf wartet, dass man endlich die Liege in ein Notbett für sie verwandle. Ich möchte geradezu sagen, das Wohnen und das Wohnzimmer seien keine Probleme für Architekten, sondern für Soziologen, Psychologen und Politiker. Oder anders: Wir stehen vor der Alternative, entweder zu leben oder zu wohnen. Das Wohnzimmer, wie wir's aus Fachzeitschriften und leider auch aus der Wirklichkeit kennen, ist nämlich ein Schlafzimmer für den Tag, und das Wohnen ist eine Art von Tagschlaf. Beim Betreten eines modernen Wohnzimmers müsste man eigentlich sagen: Gute Nacht!

Aber mir, mir wäre halt leid um all die verschlafenen Tage.

PS: ich bin eben dabei, mir ein Haus zu bauen. Das schönste und grösste Zimmer darin ist — wie der Leser obiger Auslassungen gewiss schon geraten hat — das Wohnzimmer. Konsequent muss man sein.

Muss man? Man muss, aber man kann nicht immer, und das hat sicherlich auch seinen Sinn.

Heinrich Eisenreich



Um Magenbeschwerden und Verdauungsstörungen, Völlegefühl, Blähungen, Magendruck und Übelkeit zu beheben, bevorzuge ich den altbewährten

Zellerbalsam



Zehn sorgfältig ausgesuchte Medizinalpflanzen, reich an balsamischen Wirkstoffen, sind der Grund für seine natürliche Heilkraft als zuverlässiger Helfer bei Verdauungsstörungen und vielerlei anderen Unpässlichkeiten.

Flaschen zu 3.30, 6.90 und 12.80 in Apotheken und Drogerien